

Elisabeth Flunger

Auf ihrer Homepage klingt es metallisch. Wenn der Cursor die Metallteile auf der ersten Seite berührt, klingen sie: Das Waschbrett rumpelt, die Radkappe scheppert, das Rohr macht bing. Wenn Elisabeth Flunger mit ihnen spielt, klingt das anders, denn die Terlanerin ist Expertin. Sie macht Musik, Metallmusik. Elisabeth Flunger hat ihre Kindheit in Südtirol verbracht, 1979 ging sie zum Studium nach Wien, dann war sie dort als freie Schlagzeugin vor allem im Bereich zeitgenössische Musik tätig. Heute lebt sie in Luxemburg und ist musikalisch und künstlerisch wieder einen Schritt weiter.

Sie machen Metallmusik. Was kann man sich darunter vorstellen?

Ich verwende zur Klangerzeugung Metallobjekte, zum Teil Musikinstrumente wie Gongs oder Kuhglocken, zum größten Teil aber Schrott, den ich gesammelt habe, Bleche, Rohre, Leisten, Küchengeräte, Maschinenteile, ganz unterschiedliche Dinge. Die Metallobjekte bearbeite ich nicht, ich lege sie auf einen Tisch und spiele damit. Manchmal spiele ich am Boden, das wirkt dann wie eine Rauminstallation: Ich kann die Objekte in verschiedenen Formen hinlegen, als Linie, Kreis, Feld, und die Form beeinflusst wiederum die Musik. Und ich bewege die Objekte im Raum, ich rolle und verschiebe sie.

Woher die Faszination für das Metall?

Das ist Zufall. Als ich anfang zu improvisieren, habe ich ein Set benutzt, wo von allem etwas dabei war, Trommeln, Becken, ein Gongständer mit Gongs, Glocken und Metallobjekten, ein Tisch mit Holzinstrumenten, Metallteilen und Kinderspielzeug. Im Lauf der Zeit ist mein Improvisationsset immer kleiner geworden, die traditionellen Instrumente haben mich mehr und mehr gelangweilt. Das Metallzeug war einfach interessanter. Ich kann auch auf Trommeln neue Sounds erfinden, aber mit den Metallsachen kann ich weiter gehen: ich kann während des Spielens die ganze Anordnung des Instruments verändern, ich kann die Teile als Schlägel oder als Schlaginstrument benutzen, ich kann die Dinge aufeinanderstapeln oder aneinander lehnen, schieben, ziehen, umdrehen, quetschen, werfen, zum Wackeln bringen und fallen lassen. Die ganze Vorgehensweise ist von der experimentellen Klangerzeugung der zeitgenössischen und improvisierten Musik beeinflusst, und bei mir hat das zusätzlich einen sehr körperlichen, aktionsbetonten, manchmal fast brutalen Charakter. Damals habe ich auch mit einem Tanzensemble zusammengearbeitet.

War das in Wien?

Wir haben in Wien Performances im Theater und im öffentlichen Raum gemacht, auf Straßen und Plätzen und in Bahnhöfen. Um mobil zu sein,

habe ich immer mit ganz wenigen Objekten gespielt, manchmal auch ohne Instrumente, auf dem Fußboden, auf Einrichtungsgegenständen. Während die Tänzerinnen sich mit alltäglichen Bewegungen und Aktionen beschäftigt haben, habe ich mein Zeug herumgetragen und herumgeschmissen und Autos drüberfahren lassen.

Auf Ihrer Homepage (www.eflunger.com), die übrigens sehr schön gemacht ist, werden Sie definiert als Schlagzeugin, Komponistin und Performancekünstlerin. Ihre Ausbildung ist vermutlich in traditionellen Bahnen verlaufen?

Ich habe Musikwissenschaft, klassisches Schlagzeug und Komposition studiert. Ich habe viele Jahre komponierte, zeitgenössische Musik gespielt, solo und in Ensembles. Im Orchester war ich nicht so viel. Das hätte ich nicht wollen.

Warum?

Das ist einfach nicht meine Welt. Aufgeführt wird vor allem klassische und romantische Musik, und da hat man als Schlagzeugin meist wenig zu tun. Soll das mein Leben sein, dass ich im Orchestergraben sitze, nicht sehe, was auf der Bühne passiert, 72 Takte Pause zähle, „pimm“ mache und dann wieder zehn Minuten auf den nächsten Einsatz warte?

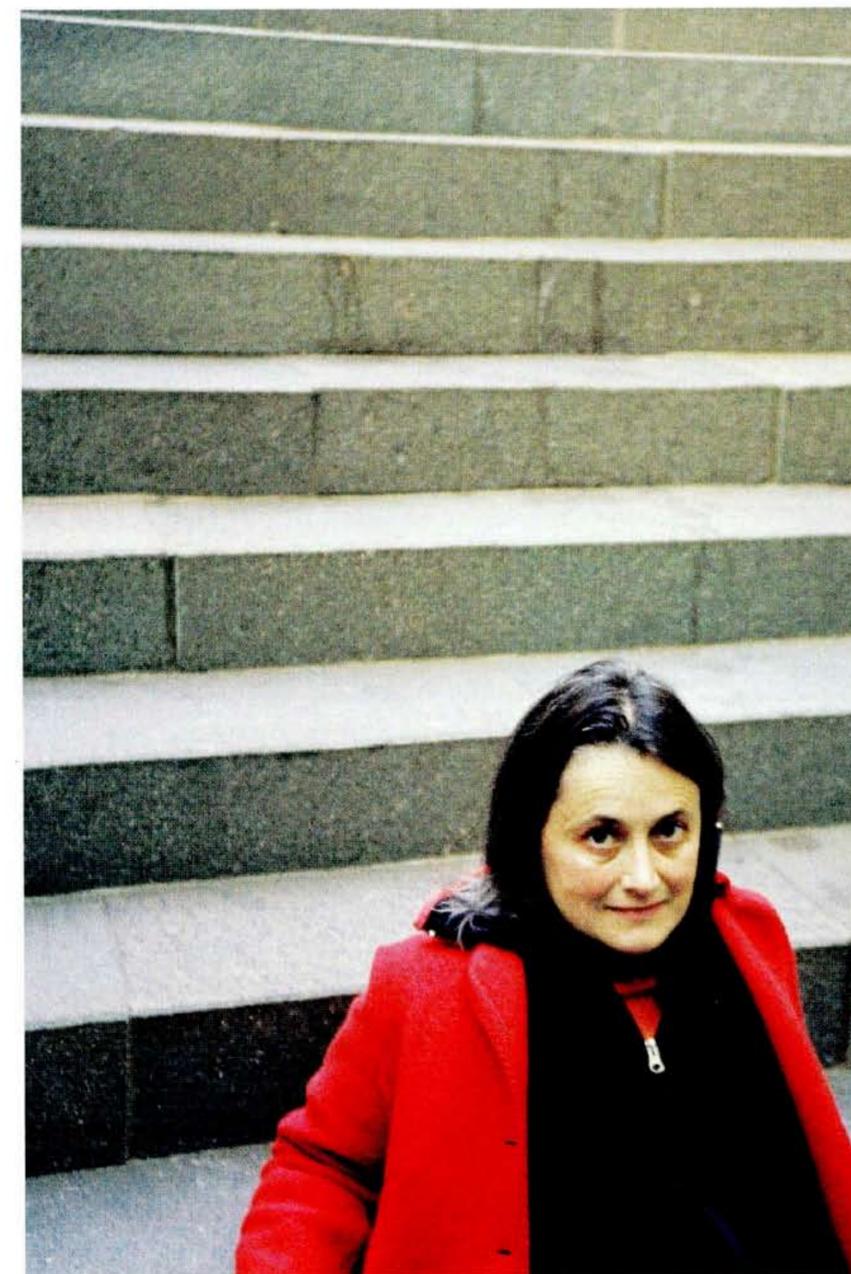
Im Dokumentarfilm „Trip to Asia“, der die Berliner Philharmoniker durch Asien begleitet, sprechen die OrchestermusikerInnen vom Unterschied zwischen reproduzierender und schöpferischer Kunst. War Ihnen dieser schöpferische Vorgang wichtig?

Ich habe sehr gerne interpretiert, ich habe viele Jahre klassisches Klavier gespielt, und auch das Spielen von zeitgenössischer Musik mit Schlaginstrumenten hat mir großen Spaß gemacht. Aber als meine Tochter ein Baby war, musste ich eine der beiden Richtungen aufgeben. Für beides hätte die Zeit nicht gereicht. Ich bin den Weg des geringeren Widerstands gegangen. Schlagwerk in zeitgenössischer Musik zu spielen ist so mühsam! Man muss viele Instrumente besitzen, man braucht viel Platz dafür, ein riesiges Auto für die Transporte

und Leute, die beim Auf- und Abbau helfen. Ich habe gefunden, dass ich mich mit der Improvisation und mit einem selbstgewählten kleinen Set genauso gut ausdrücken kann, sogar besser.

Um eines klarzustellen: Improvisation besteht nicht darin, dass sich jemand wenig denkt, mit einer Nadel über ein Blechstück fährt, und das war's dann?

Da muss man definieren, was Improvisation ist. Der große Bereich der improvisierten Musik existiert im öffentlichen Bewusstsein so gut wie gar nicht. Abgesehen davon, dass Improvisation schon immer existiert hat, in verschiedenen Arten von Volksmusik auf der ganzen Welt, im Jazz, in der europäischen Klassischen Musik bis ins 19. Jahrhundert, in der liturgischen Orgelmusik, gibt es seit den 60er Jahren eine improvisierte Musik, die sich aus dem Jazz und dem Free Jazz entwickelt hat, aber auch von der zeitgenössischen Musik stark beeinflusst ist. Improvisierte Musik kann sehr unterschiedlich sein, laut und grob oder leise und differenziert, technisch aufwändig oder primitiv, komplex oder reduziert. Manche MusikerInnen arbeiten über Jahrzehnte zusammen, manche treffen sich nur für ein einziges Konzert. Ich liebe es, mit MusikerInnen zu improvisieren. Es ist jedesmal anders. Man verändert sich, und die Musik verändert sich mit. Für meine Solo-CD „songs“ habe ich Solostücke komponiert, in denen ich die Dinge, die ich beim Improvisieren tue, erforsche und systematisiere. Zum Beispiel die Serie „große kreise“: Die Metallteile liegen auf dem Tisch, und ich fahre mit einer Stricknadel darüber. Es entsteht ein wirbelndes Geräusch, ich mache mit einer ganz einfachen, mühelosen Bewegung sehr viele Anschläge pro Sekunde. Diese Bewegung kann schneller und langsamer sein, ich kann längere oder kürzere Abschnitte wiederholen, und ich kann die Richtung und die Wege verändern. Aus diesen Elementen habe ich eine Serie von Stücken gebaut, die systematisch die verschiedenen Variationsmöglichkeiten abhandeln. Man könnte diese Stücke auch als Etüden im klassischen Sinn bezeichnen. Nicht alle Techniken, mit denen ich improvisiere, habe ich so gut er-



forscht. Ich experimentiere viel. Ich mag es, dass eine vollständige Kontrolle dabei nicht möglich ist. Die Instrumente verrutschen, wackeln, klappern, stürzen ein, sie tun oft anders als ich will, sie sind ja nicht befestigt. Ich finde es lustig, wenn etwas auf den Boden fällt, das ist wie ein Akzent in der Musik. Es ist spannend, die Fehler vorauszuahnen, sie zu provozieren und effektiv in Szene zu setzen, oder sie, falls sie ungeplant passieren, in den Ablauf einzubeziehen. Das Schöne an der Improvisation ist, sie ist nicht voraussehbar, es gibt immer Überraschungen. Dieses Risiko möchte ich sichtbar und hörbar machen. Ich will die Unsicherheit nicht durch Üben und durch Beherrschung des Instruments überwinden. Ich will nichts und niemanden beherrschen. Ich will das Publikum nicht einhüllen oder durch Virtuosität beeindrucken, sondern mit offenen Ohren und wachen Sinnen an einem Prozess teilhaben lassen, in dem es Risiken und Spannungsmomente gibt, Momente der Ruhe und der Aufregtheit, Momente der Ordnung und der Auflösung. Es gibt Schönheit und es gibt Katastrophen, und ich möchte das Publikum dazu bringen, das alles zu genießen.

War es für Sie schon immer klar, dass Musik Ihr Lebensmittelpunkt sein wird?

Das war für mich überhaupt nicht klar. Ich wundere mich selbst ein bisschen, dass das so gekommen ist. Ich habe eine gewisse Sturheit, wenn ich etwas machen will. Aber manchmal denke ich mir, wäre ich doch sonst was geworden, Grafikerin, oder Lehrerin, oder Ärztin, dann hätte ich ein regelmäßiges Einkommen. Das wäre super.

Sie wußten also nicht bereits in der Mittelschule, was Sie einmal machen wollen?

Ich wusste das nie. Ich habe Musikwissenschaft studiert, weil ich nach vielen Jahren mit klassischem Klavierspiel das Gefühl hatte, dass mir etwas fehlt in meinem Zugang zur Musik, und ich habe mir eingebildet, dass ich vielleicht durch die Musikwissenschaft zu einem besseren Musikverständnis finde. Was mir in Wirklichkeit gefehlt hat, war vor allem die Möglichkeit, kreativ Musik zu machen. Deswegen habe ich dann noch Schlag-

zeug und Komposition studiert. Was wäre ich ohne meine Umwege?

Wenn man als Künstlerin arbeitet, hat man im Normalfall eine vom Materiellen her nicht besonders gesicherte Existenz. Wie kann man trotzdem überleben?

Ich bin ein anspruchsloser Mensch, was meinen Lebensstil und Konsum betrifft. Der größte Kostenfaktor sind die beruflichen Ausgaben: die CD-Produktion, der Computer, das Aufnahmegerät, die Mikros... Allerdings: eine Pensionsversicherung habe ich mir nie leisten können.

Menschen, die kreativ unterwegs sind, leben oft in einem Zustand der Selbstausbeutung.

Ich arbeite viel, und ich verdiene wenig. Ein Handwerker verlangt für seine Arbeit ca. 50 Euro die Stunde. Wenn ich anfänge, so zu rechnen, müsste ich gleich aufhören. Dann dürfte ich überhaupt keine Jobs annehmen. Dann wäre alles, was ich tue, lächerlich unterbezahlt.

Sie verbinden bei Ihren Zusammenarbeiten Musik mit Video oder Tanz oder Text und Theater. Warum?

Das gehört einfach dazu. Musik wird von Bildern und Vorstellungen beeinflusst, und sie erzeugt Bilder und Vorstellungen. Manchmal ist es gut, diese Dinge auf mehreren Ebenen gleichzeitig zu erleben. Es passiert auch im klassischen Konzert: Wenn du dich langweilst, schaust du ins Programmheft.

Was bringt Ihnen diese Zusammenarbeit?

Ich habe von Tänzerinnen viele Anregungen bekommen, zum Beispiel was das Verhalten auf der Bühne betrifft. Ich habe gelernt, dass auf der Bühne zu stehen mehr ist, als Klänge hervorzubringen, man agiert im Raum, man drückt sich durch Bewegung aus. Und ich habe gelernt, dass Musik nicht nur musikalische Zusammenhänge thematisiert sondern auch Lebenszusammenhänge. Tanz stellt die Frage nach der Rolle, die der Körper in der Gesellschaft spielt. Ich frage, welche Rolle das Geräusch in unserem Leben spielt, welche Rolle

der Zufall. Wo ist die Grenze zwischen Ordnung und Chaos? Wo hört das Geräusch auf, wo beginnt die Musik? Wenn ich daran arbeite, diese Grenze immer wieder in Richtung Geräusch zu verschieben, dann auch deshalb, weil ich die Aufmerksamkeit auf das Alltägliche, Normale, Ungestaltete lenken will.

Sie geben auch Publikumskonzerte. Was ist das?
 „Des kon i aa!“ Das hört man oft als Argument gegen zeitgenössische Kunst oder Musik. Ich mache einfache Sachen, die jeder kann. Ich kann sie vielleicht ein bisschen besser, weil ich mich ständig damit beschäftige, aber im Grunde kann das jeder. Bei meiner CD-Präsentation habe ich erstmals die Stücke meiner CD von Leuten aus dem Publikum spielen lassen. Ich gebe Anleitungen, und die Leute spielen, solo und in Gruppen. Das ist immer ein großer Spaß. Es funktioniert aber nur mit einem zahlenmäßig kleinen Publikum.

Sie leben in Luxemburg. Gibt es berufliche Kontakte zu Südtirol?

In Südtirol habe ich bisher nicht viel gemacht. Im Dezember 2008 die Musik zu einer Tanzproduktion von Veronika Riz, im September 2009 zwei Schülerkonzerte in Bozen...

Könnte durchaus mehr werden?
 Das würde mich freuen.

Hatten Sie Vorbilder?

Ich stelle mir vor, dass man einem Vorbild nachempfiehlt, das habe ich nie getan. Aber es gibt MusikerInnen und KünstlerInnen, die mir eine Richtung vorgegeben haben. John Cage zum Beispiel oder bildende Künstler wie Marcel Duchamp, Joseph Beuys, Jean Tinguely. In den 1980er Jahren, als ich anfing, mich für improvisierte Musik zu interessieren, waren Elliott Sharp und John Zorns Cobra wichtig für mich und Musikerinnen wie Joelle Léandre, Irène Schweitzer, Maggie Nichols, Lindsay Cooper. Sie waren für mich eine Bestätigung meiner eigenen Träume und Wünsche. Durch sie habe ich gelernt, dass es nicht darauf ankommt, eine Norm zu erfüllen, dass es wichtiger ist, sich

nach seinen Vorlieben und Stärken zu richten. Das ist die Freiheit, die ich da gefunden habe.

Interview: Renate Mumelter

